



Feierabend



Mein Debüt in der Oper.

Und wie ich Heinrich dem Vogler getreulich diene.

Von Hans Dejat-Wien.

„Lohengrin“, erster Aufzug. Eine Au am Ufer der Schelde bei Antwerpen... Im Vordergrund links sitzt der König Heinrich der Vogler unter einer mächtigen Gerichtseiche; ihm zunächst stehen sächsische und thüringische Grafen, Edle und Reifige, die des Königs Heerhann bilden. Gegenüber stehen die brabantischen Grafen, Edlen, Reifige und Volk...

Und ich war einer der Reifigen König Heinrich des Voglers. Gern wäre ich unter die Edlinge gegangen, aber dafür reichte es nicht. Das erkannte schon der Mann, der mich in der Garderobe dem Obergarderobier mit den Worten übergab: „So, den nimmst dir zu die gemeinen Sachsen!“ Was halt ein Prolet ist, muß ein Prolet bleiben.

Der Obergarderobier nahm mich mit der linken Hand in Empfang, prüfte mich mit sachkundigem Blick und schob mich dann mit der rechten Hand hinter ein kleines Tischchen, auf dem ein Helm, auf dem Sandalen lagen und hinter dem, auf einem endlosen Rechen, Wams, Wehr und Waffen der reifigen Sachsen hingen. „So“, sagte er, „jetzt jagt S' Jhna bis auf die Unterhosen aus und alles, was da hängt, an.“

Das war nicht wenig. Also zunächst eine braune Trilothose, die bei den Fehnen begann und irgendwo bei der Brust aufhörte. Aber wie aufhörte: Der Sachse, für den sie geschneidert worden war, muß in der Hoffnung gewesen sein, und zwar mit Zwillingen. Da ich sie heraufzog, dehnte sie sich wie eine Regierungskrije, ließ ich sie aber aus, so brach sie zusammen wie eine Fieharmonika. Einen Gürtel, der sie festgehalten hätte, sah ich nirgends. Da ich aber doch nicht riskieren konnte, dieses reifige Kleidungsstück etwa vor dem Münster im Angesicht der Brabantier Frauen und Mädchen zu verlieren, knöpfelte ich die Hosenträger meines zivilen Anzuges ab und band sie mir um den Bauch. So, jetzt hielt die Hofe. Darüber kam ein härterer Kittel, darüber wieder ein mit Nieten beschlagenes Wams aus Filz und darüber eine weite sackleinene Toga, küßn um die Schulter geschwungen, aus der ich allein nicht mehr herauskam. Sandalen ohne Schnallen vervollständigten meinen Aufzug.

„Schminken, meine Herren!“

So angehen, begab ich mich zunächst zum Friseur, der aus einem Holzkistel die zu mir passenden blonden, bis auf die Schultern reichenden Locken herausholte, kämmte und über meinen Kopf stülpte. „Schminken, meine Herren, schminken!“ mahnte einer der Garderobegeister, die in Zivil unter uns fertigen und halbfertigen Reifigen herumgingen. Also schminken. An der Stirnwand der Garderoberecken ist ein Spiegel, daneben steht ein Blechwandl mit roter Farbe. Ich tauche meinen Finger ein und male mir Röschen auf die Wangen, daß sie wie Milch und Purpur prangen. „Aber ich bitt' Sie“, mahnt mich da wieder ein Zivilist, „Sie soll'n ja nicht der Lustknabe des Königs sein, sondern ein reifiger Knecht. Tuan S' dö's a bißl verreib'n!“ Also verreise ich meine Röschen und bekomme ein blutrünstiges Aussehen. Der Gesamteindruck, den ich nun von meiner Person habe, ist: ein Fehnenbauer aus dem neunten Jahrhundert, zu allem fähig, zu allem bereit...

Dann also stülpe ich noch einen Helm über mein Haupt, und da eben ein Glockenzeichen ertönt, schreite ich drohenden Schrittes auf die Bühne zu meinem König.

Unter der Gerichtseiche.

Hinter der eisernen Tür, die die Bühne abschließt, steht einer unserer Anführer, ein sächsischer Edling und befiehlt: „Bitte, meine Herren, jeder eine weiße Lanze!“ Also hole ich mir eine weiße Lanze, die gut dreimal so groß ist als ich, und tappe im Halbdunkel hinter Leinwand und Pappendeckel einem schmalen Lichtstreifen zu, von dem ich vermute, daß er von der Szene kommt. Mit der Lanze habe ich mein Ostreit: ich bleibe da und dort hängen, stolpere über sie, das ganze Ufer der Schelde kommt ins Wackeln, die geübten Bühnenarbeiter stuchen. Mit Recht. Aber was kann ich für diese blöden Lanzen?

Endlich bin ich draußen. Da lagern die Brabantien in blauen Umhängertüchern, ihnen gegenüber meine Kampfgenossen, die tapferen Sachsen. Dorthin beuge ich mich, lege meine Lanze, die ich, wie ich jetzt be-

merke, verkehrt, die eisenbeschlagene Spitze nach unten, in der Hand hielt, neben mich und setze mich nieder. Draußen verknallt die Duvertüre.

Da erscheint Friedrich von Lohengrin, Herr Schipper, und stellt sich an die Spitze seiner Brabantier, die ich von allem Anfang an schon nicht leiden kann. Neben ihn tritt Ortrud, Radbods, des Friesenkönigs Sproß, Frau Wildbrunn. Und endlich kommt auch mein König, Manowarda. Mächtig schreitet er einher, und als er sich auf seinen Platz unter der Gerichtseiche begibt, sind seine Worte: „Was, so wenig Herren vom Chor sind heute da?“ Sonst aber würdigt er uns, seine Reifigen, die bereit sind, ihr Herzblut für ihn zu versprechen, keines Blickes.

Dann werden wir zum Aufstehen aufgefordert, es soll Ernst werden. Im letzten Moment noch kommt Rudi Franzl vom Ballett quer über die Bühne gelaufen, schnurstracks zu mir, um mit mir den Worten: „Ra, quai schau'n S' aus!“ Wort einzulösen.

Langsam hebt sich der Vorhang, ein ganz leichtes Zittern geht durch meine Knie, aber ich klammere mich fest an meine Lanze. Ein gährendes schwarzes Loch tut sich auf. Zuerst ist nichts wahrzunehmen, dann einige gestärkte Hemdbrüste, die weissen und gepenstlich herausfluchen, und dann die Operngläser, die, selbstverständlich, alle auf mich gerichtet sind. Sie blinken wie Fenster in der Abendsonne. Daß mir sehr wohl zumute war, könnte ich nicht behaupten.

Schall dirigiert und wirkt beruhigend. Aber maßlos regt sich um mich der Mann im Souffleurkasten auf. Er deutet mit den Fingern, er formt die Hand zur Trompete, er beugt sich nieder, schnellst empor und schreit und redet und wird von den liebenden Blicken aller, die vorn spielen, umfangen. Ich glaube, er hat keine Feinde. Wenigstens scheint es nicht ratsam, ihn zum Feinde zu haben...

„Seht hin, sie naht, die hart Beklagte!“

Die Gerichtsverhandlung zieht sich in die Länge. Das Stehen wird ungemütlich, und der Helm drückt so auf Stirn und Kopf, daß ich das Wachsen von Perlen

deutlich spüre. Natürlich, die Brabanter haben überhaupt keine Helme, die Gschafelhuber, deren Telramund jetzt ein armes, unschuldiges Mädchen des Brudermordes beschuldigt.

Ehe sie aber noch hereintritt, haben wir einmal Gelegenheit, an unsere Waffen zu schlagen, einige Schritte zu unserem König hin zu machen und die Speere zu schütteln. Ich schwinde ihn ganz deutlich und drohend zu den Brabanter hin, was mir einen Rippenstoß von meinem Nachbarn einträgt, der auf den König hindeutet. Also ändere ich die Richtung und kehre dann wieder auf meinen Platz zurück. Jetzt fühle ich mich wieder etwas leichter. Man sollte nicht glauben, wie wohl einem so ein bißchen Bewegung tut.

Elfa, Frau Angerer, ist erschienen. Ein himmlisches Geschöpf, schön und mit einer begnadeten Stimme. Als sie auftritt, als sie verzückt und demüthig ihr Erlebnis schildert, rufe ich mit dem Staatsanwalt im Stolberg-Prozess: „Nein, so sieht keine Brudermörderin aus!“ Stundenlang könnte ich ihr zuhören. Und dann also fragt der Herrscher, wer für ihre Unschuld streiten will. Ich, sofort, auf der Stelle, mit den Brabanter nehme ich es zu jeder Minute auf, mit diesen Haderlumpen ohne Helm.

Mein Helm aber drückt mich schier unerträglich. Ich schwinde so, daß nicht mehr viel fehlt und meine Loden samt dem Helm werden fortgespült. Im richtigen Augenblick aber hat mein König ein Einsehen: er tritt zu einem Gebet nach vorn und wir dürfen die Helme abnehmen. Es war höchste Zeit!

Der Schwan.

Im weiteren Verlauf der Begebenheiten nun wendet sich das Volk nach hinten. Hinter einem Gebüsch steht der Schwan und darauf Lohengrin, Herr Kalenberg. Als sich der Schwan zu bewegen beginnt, prüft er seine Stimme mit einigen Trallala. Es geht, schon ist er vorn und verabschiedet sich. Elfa ist begeistert, es kommt zum Zweikampf und Lohengrin haut den Telramund für seine falsche Anklage nieder. Dann heben wir den Sieger auf unsere Schilde, die Brabanter aber natürlich holen sich die Elfa. Wenn mir mein König jetzt befohlen hätte, mit den Brabanter anzubinden, ich hätte es getan, so wahr ich ein Sachse bin. Hoffentlich kommt es noch zu einer Feldschlacht. Mein Geist dürftet nach Laten. Vorhang.

Zwischenakt: das Volk der Statisten.

Und nun wandert das reizige Volk, den Helm unter dem Arm, die Paare in der Hand, in die Garderobe zurück, eine Stunde ist Pause, und man hat sie notwendig. Eine Weile unterhalte ich mich mit dem Obergarderobier, dem die Sorge für das Herbeischaffen und Zurechtlegen der Kostüme übertragen ist. Daß es nicht leicht ist, glaube ich ihm schon: heute sind dreiundachtzig Statisten auf der Bühne, aber es gibt Auführungen, da es an die zweihundert sind.

Die Statisten selbst teilen die Opern in gute und schlechte ein. Gute sind jene, in denen man, wie zum Beispiel in „Aida“, nur eine Viertelstunde auf der Bühne ist, dann keine Gage im Betrag von zwei Schilling achtzig Groschen — das ist eine Einheitsgage für alle Auführungen — einläßt und verschwindet. Schlecht — na, dieser „Lohengrin“ zum Beispiel, wo man vier Stunden herumzusitzen, herumzustehen hat. Meist sind es Hochschüler, die statieren. Daneben gibt es noch arbeitslose Schau-

spieler und Statisten, deren Beruf nicht feststellbar ist, die aber schon seit Jahrzehnten Stammgäste der Statistrie sind. Sie werden Abend für Abend aufgenommen. Fix engagiert sind nur drei, das sind die Anführer, die Einteiler. Unter diesen ist der alte Paul.

Mit ihm sitze ich auf einem Kistchen am Gang, den Garderoben der Solisten gegenüber. Er ist seit vier Jahrzehnten Statist. Nein, mehr. „Wissen S“, erzählt mir der Alte, „ich bin anerkannter Schriftsteller und Dichter. Mein „Pflaster vom Schottensfeld“ ist mir vom Deutschen Volkstheater zwar zurückgeschickt worden, aber nur, weil er ein paar scharfe Stellen hat, die man damals im Frieden nicht hat brauchen können. Aber auf dem Brief, den sie mir geschrieben haben, steht: Dichter. Ich hab' noch viel zu sagen und zu schreiben, vielleicht kommt' ich jetzt dazu, wenn ich in Pension geh'. Bis jetzt hab' ich halt immer Sorgen um meine Kinder g'habt. Einer von meinen Bub'n, er war achtzehn Jahre alt, ist vom Krieg nimmer z'rückkommen, er war a feischer Bursch.“ Pause. Der Alte schludert etwas hinunter. Aber gleich darauf beginnt er, der Fünfundsechzigjährige, wieder von seinen schon geschriebenen und noch zu schreibenden Werken zu erzählen, feurig und hoffnungsfroh wie ein Zwanzigjähriger. Das Leben ein Traum, denke ich mir, da er mich an der Hand nimmt und mich auf die Bühne führt, hinter den Erker, im Brautgemach, in dem das junge Ehepaar, Elfa und Lohengrin, schon Platz genommen haben.

Die Lanze und das Brabanter Mädchen.

Nein, vorher war ich noch einmal aktiv auf der Bühne und hatte Spalier zu stehen. Ueber mir war ein Söller und darauf drängten sich die Brabanter Mädchen, lieblich anzuschauen. Es war womöglich noch heißer als im ersten Akt, das Stehen noch ungemütlicher, so daß ich mir mit der Lanze Luft zuzufächeln begann. Und da ertönte vom Söller herab auf einmal eine helle Stimme: „Sagen S, müssen Sie mich mit der Lanze unbedingt in der Nase kugeln, Sie...“ Dieses letzte Wort verschweige ich. Aber traun, mein Fräulein, vor tausend Jahren wären Sie dafür sofort und mit derselben Lanze an die Gerichtseiche gepiekt worden.

Ja, und dann also sah ich neben dem Brautgemach und genöth das junge Glück des Ehepaars Lohengrin. Wiederholt blickten sie beide aus dem Erker zu mir herüber. Ich hätte die Elfa warnen können, ihn ja nicht zu fragen, aber ich unterließ es, denn mir war es ganz recht, daß der Lohengrin sie schließlich doch nicht bekam...

„Meine Herren“, ruft da plötzlich einer unserer Anführer in die Idylle hinein, „wanns gehts, daß der eine den anderen nieder schlägt, dann holts aber gleich eure Lanzen.“

Also der Moment, da Lohengrin den Telramund „nieder schlägt“, kam schneller als er erwünscht war, wir stürzten uns unsere Lanzen. Als ich die meine gefunden hatte, hatten die zauberischen Einzelmännchen, die Bühnenarbeiter, das Brautgemach schon in das Ufer der Schelde verwandelt und ich nahm nun wieder unter der Gerichtseiche Platz.

Es ging zu wie im ersten Akt. Fast aber wäre noch ein Unglück passiert: als ich mich so unter meinen Reizigen umjah, bemerkte ich plötzlich, daß allen hinten unter

dem Wams — die Kragenknöpfe hervorstehen. Und da hatte ich alle Mühe, nicht hellauf herauszulachen...

Und dann war es zu Ende. In der Garderobe stürzten sich die Garderobiere wie hungrige Wölfe auf uns und rissen uns die Kleider vom Leibe. In wenigen Minuten verwandelte sich die Welt des Scheins in halbnackte Wirklichkeit: die Brabanter und Sachsen standen wieder in Unterhosen da.

Ich verließ das Haus in dem stolzen Gefühl, das erste Auftreten auf den Brettern, die die Welt bedeuten, erfolgreich bestanden zu haben.

Kriminalroman in 100⁰ Worten:

Die Altentafel.

Nach dem Schwedischen von A. Graef.

Mit der Einrichtung des Hauses, dank der Indiskretion eines Bedienten, vollständig vertraut, näherte sich der Einbrecher dem Bibliothekszimmer. Er untersuchte das Fenster und mußte feststellen, daß es von außen schwer zu öffnen war. Zum Glück stand das Küchenfenster weit offen. Er schwang sich hinein und betrat einen breiten Korridor, der ihn bis zum Bibliothekszimmer führte. Der Raum war dunkel. Ohne Bedenken machte der Einbrecher Licht, da er guten Grund hatte, anzunehmen, daß die Besitzer der Villa verreist und die Dienerschaft abwesend war. In einer Ecke des großen Zimmers stand der Geldschrank. Es dauerte nicht lange, bis die Geldschranke unter den Händen des geschickten Sachmannes nachgab. Herrliche Edelsteine — Brillanten, Rubinen, Saphire, Smaragde, Topase und Perlen — schimmerten im Halbdunkel.

Plötzlich öffnete sich die Tür des Bibliothekszimmers und ein kleiner Herr trat hinein, eine Altentafel unter dem Arm. Der Einbrecher drehte sich erschrocken um und sah den neuen Eindringling scharf ins Auge. Der kleine Herr schien gar nicht darüber verwundert, ihn hier zu finden.

„Nun, Teddy, bereits am Wert?“ fragte er freundlich.

„Ich heiße nicht Teddy“, brummte der Einbrecher, dem nichts anderes einfiel.

„Neumann wußte also nicht, wie sie heißen, ich jedenfalls heiße Douglas Stone.“

„Sie können mich Charlie nennen“, erwiderte der Einbrecher, der keine Ahnung hatte, wer Neumann war.

„Neumann“, fuhr der Unbekannte fort, „ist ein ganz schlauer Bursche. Selbstverständlich mußte er in dieser wichtigen Sache die größte Diskretion bewahren. Ich bewundere seine Intelligenz und sein Organisations-talent.“

„Ich auch“, stammelte Charlie, der jetzt vollständig verwirrt war.

„Also los, jetzt ans Wert“, jagte der Kleine. Neumann erzählte mir übrigens, daß Sie vor halb 2 Uhr nicht hier sein könnten. Es ist aber noch nicht eins. Sie haben also reichlich Zeit, kurz nach zwei wird sich der Käufer bei Chatham Croft einfinden.“

„Ich weiß es“, gab der Einbrecher zur Antwort, der sich vor einem Kollegen nicht blamieren wollte.

„Sie haben ja eine Altentafel“, bemerkte der unbekannte Kollege. „Dann ist meine doch überflüssig.“ Der Mann, der sich Douglas Stone nannte, legte nun seine Altentafel auf den Schreibtisch und folgte mit größtem Interesse der Arbeit des Einbrechers. In fünf Minuten waren die Juwelen vom Geldschrank zum Schreibtisch transportiert und in der Altentafel Charlies untergebracht.

„Wieviel ist die Uhr“, fragte Charlie, um etwas zu sagen. Ihm war nicht sehr wohl zumute.

„Ruhig“, erwiderte Douglas Stone, „haben Sie gehört?“

Der Einbrecher, der an solche Situationen gewöhnt, bewahrte seine Geistesgegenwart und drehte das Licht aus. „Jemand ist im Korridor“, flüsterte der Kollege. Beide blieben einige Minuten im Dunkeln stehen und lauschten. „Ich glaube, ich habe mich geirrt“, sagte schließlich Douglas Stone. Er nahm seine Altkempe vom Tisch und schlich sich vorsichtig hinaus. Charlie folgte. „Sie gehen also sofort nach Chatham Croft“, jagte er, als beide draußen waren.

„Ich denke gar nicht daran“, erwiderte Charlie, der sich jetzt erheblich sicherer fühlte. „Gute Nacht, Kollege, und scharren Sie sich zum

Teufel!“ „Gute Nacht“, gab Douglas Stone zurück. „Ich gehe jedenfalls zu Neumann und werde ihm Ihr sonderbares Benehmen berichten.“

Als Charlie zu Hause angelangt war, wollte er zuerst seine Beute in Sicherheit bringen. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, als er plötzlich beim Öffnen bemerkte, daß die Mappe die Initialen „D. S.“ trug. Sie enthielt nichts anderes als einen Haufen Papierbündel! Charlie fiel es erst später ein, daß die Buchstaben D. S. nicht nur zu Douglas Stone, sondern auch zu David Scott paßten. Und so hieß der Besitzer der Villa. Selbst Charlie mußte anerkennen, daß es ein guter Einfall war, auf diese Art die Juwelen zu retten, ohne sich der Gefahr eines Kampfes mit dem Einbrecher auszusetzen.

Erlebnisse im japanischen Restaurant

Von Gerhard Benzmer.

Entnommen mit Erlaubnis der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, dem hervorragenden Reizwerke „Heut um die Welt“ von Gerhard Benzmer. Preis 5.20 Mk., geb. 6.50 Mk. (Siehe noch Anhang.)

Als das Dampfbahnnetz nach endloser Fahrt durch Reisfelder und Teepflanzungen, durch Bambuswälder und grüne Hirsefelder auf der Station des kleinen japanischen Landstädtchens hielt, zwängte ich mich durch die Tür des Puppenwägelchens hindurch und stand auf dem Bahnsteig. Ha, hier war Japan! Kein Büro von Cool oder der American Express Company, kein am Ausgang des Bahnhofes auf zahlungssträfliche Frucht wartender Rundfahrt-Omnibus, keine beutelüsteren Hotelportiers oder sprachkundige Guides. Ich blinnte mich um. Vielfältiges Geklapper der Getas rauschte über den Bahnsteig. Eine zierlich aufgeputzte Japanerin mit prächtigem schmetterlingsförmigen Obi und kunstvoll getürmter Frisur holte ihren Eheherren vom Zuge ab. Ich glaubte, mich sollte der Schlag rühren: sie trug ihm das Gepäc nach Hause. So gebietet es, wie ich später erfuhr, die japanische Sitte. Im Augenblick aber war ich starr und beglückwünschte das Land der aufgehenden Sonne dazu, daß nicht zufällig eine Engländerin oder Amerikanerin auf dem Bahnsteig anwesend war: es hätte gewiß zu einem Appell an die Humanitäts-Kommission des Völkerbundes geführt...

... Der Käufer hob die Deichsel der Rischka und fort ging es in raschem Trab durch die engen Gassen der Stadt. Offene Läden und Werkstätten, phantastische Schriftzeichen auf Schildern und Bannern, dunkel gewandete Männer, buntgekleidete Frauen und sandalenklappernde Kinder mit schwarzen Knopfaugen und drolligen kleinen Kimonos in allen Farben des Regenbogens. Wenn das Gewühl zu dicht wurde, bestellte mein Rischkamanu zornig auf, und unter Geschrei und Gelächter stoben die Menschen auseinander. Eine Weile waren wir so gefahren, da bog der Käufer in einen zierlichen Garten. Ein prächtiges Holzhaus mit Papierfenstern und geschweiften Dächern tauchte aus dem Grün, der Rischkamanu senkte die Deichsel: wir waren am Ziel.

Ich glaubte zuerst, es würde in dem Gasthause gerade eine Generalreinigung des Schuhzeuges vorgenommen; denn auf der Holztreppe standen in Reih und Glied zahllose Sandalen, große und kleine, grobe und feingearbeitete. Dann aber erfuhr ich, daß man ein japanisches

Haus mit seinem kostbaren polsterweichen Mattensfußboden überhaupt niemals mit den gleichen Schuhen betritt, die man durch den Schmutz der Gassen schleift, sondern daß man die Straßen-Fußbekleidung stets vor dem Betreten der Wohnung mit Hausandalen vertauscht: — eine äußerst hygienische und hygienische Gepflogenheit.

Während ich noch die auf ihre Besitzer wartenden Sandalen gleichsam wie ein Fremdenbuch musterte und mir Mühe gebe, aus ihrer Größe, Markart und Beschaffenheit Schlüsse auf ihre Träger zu ziehen, bestellte der Rischkamanu, die Schiebetürchen des Gasthauses öffnen sich, und unter tiefen Verbeugungen und respektvollem Zischen kommt mir eine allerliebste kleine Japanerin entgegen. Sie ist mir beim Ablegen der Schuhe behilflich, reißt mir die weichen, geflochtenen Hausandalen. Die heimtückischen Dinger kann man aber an den Füßen nur halten, wenn der Strumpf — wie in Japan üblich — nach Art eines Fausthandschuhs für die große Zehe besonders abgeteilt ist. Meine hilflosen Versuche, mich auf den Sandalen fortzubewegen, bringen das Mädchen zum Lachen, und so laufe ich lieber auf Strümpfen.

Fortgeleitete Verbeugungen, Lächeln und Zischen begleiten meinen Eintritt. Die freundliche Dienerin führt mich über bligglant gehobnte Treppchen und Korridore, öffnet eine niedrige Papierschleibwand, verbeugt sich von neuem und läßt mich in mein Zimmer treten. Ich muß mich bücken, um nicht mit dem Kopfe gegen den Türballen zu stoßen. Noch eine tiefe Verbeugung — ich bin allein.

Während ich mich noch erstaunt in dem gänzlich leeren Raum umblide, höre ich die Kleine schon wieder herbeigetrippelt kommen: sie bringt die Feuer-Urne. Nicht gewohnt, auf Strümpfen zu gehen, freue ich mich des wärmenden Ofens und halte die Füße über die lustig knisternde Holzofenflut. Das entlockt meiner lebenswürdigen Aufwärterin abermals ein fröhliches Lachen, und sie bedeutet mir mit bereiteter Gebärde, daß das „Sibadchi“ zum Erwärmen der Hände bestimmt ist.

Sobald ich mich mit einiger Anstrengung auf einem der flachen, auf dem Mattensfußboden liegenden Seidenpolster niedergelassen habe, verschwindet sie wiederum, um mir den Tee zu bringen, der jedem Gast sogleich nach dem Eintreffen gleichsam als Begrüßung gereicht wird. Meine Annahme, daß sie mich nun allein lassen wird, erweist sich als irrig. Die Kleine, die ausschließlich für meine Bedienung bestimmt scheint, kniet unverwandt auf dem Boden, faltet die Hände im Schoß und harret

meiner Aufträge. Sobald ich sie anblide, lächelt sie freundlich, aber jeder weitere Versuch gegenseitiger Verständigung scheitert kläglich.

Als ich am Abend aus der Stadt zurückkehre, erwartet mich schon am Eingang des Hotels mein dienstbarer Geist. Die üblichen Zeremonien wiederholen sich. In der „Halle“ sitzt jetzt am Feierabend die ganze Familie und das Gefinde des Hotelwirtes um den Feuerkopf beieinander. Der Wirt begrüßt mich mit höflichem Schürfen und reicht mir das Fremdenbuch. Mein Gott, wie sieht es aus! Es kommt mir vor wie ein Zauberbuch mit magischen Zeichen. Und nur senkrechte Spalten hat es!

Ratlos halte ich das Fest in der Hand. Der Wirt bemerkt meine Verlegenheit und lächelt höflich. Die Mägde kommen herbei, die ganze Familie. Man guckt mir über die Schultern: Was wird er wohl machen, der fremde Mann? Schließlich drehe ich kurz entschlossen das Buch halb herum und schreibe mit lateinischen Buchstaben meinen Namen in die Vertikalspalte. Man steckt die Köpfe zusammen über dem, was ich geschrieben. Das Buch wandert von Hand zu Hand und alle lachen. Wahrscheinlich kommen ihnen meine Schriftzeichen ebenso sonderbar vor, wie mir die japanischen.

Unter endlosen Verbeugungen, Schürfen, Zischen und höflichem Lächeln verabschieden wir uns, und ich betrete mein Zimmer. Es ist aus einem Wohnzimmer bereits in ein Schlafgemach verwandelt: auf dem Mattensfußboden sind die bunten Seidenpolster, die als Bett dienen, ausgebreitet. Ich möchte nun gern schlafen gehen, aber meine Dienerin macht noch keine Miene, mich allein zu lassen. Schließlich beginne ich mich auszulegen, hoffend, daß dieser deutliche Wink den gewünschten Erfolg haben wird. Das Gegenteil ist der Fall: das junge Mädchen ist mir mit freundlichem Lächeln beim Ablegen der Kleider behilflich. Ich denke, Donnerwetter, ich werde mich doch nicht getäuscht haben? ... Aber die lebenswürdige naive Selbstverständlichkeit, mit der sie ihres Amtes waltet, zerstreut jeden nicht hieher gehörenden Gedanken, und mit den Kleibern lege ich auch jede Befangenheit westlicher Denkart mit ab. Als meine hilfsbereite Kleine mir ein helles leinenes und darüber ein dunkelfarbenes wattiertes Kimono angezogen hat, bin ich Japaner geworden. Ich werde, ob ich will oder nicht, ins Badezimmer geführt, und sie ruht nicht eher, als bis ich in dem runden dampfenden Steintrug hocke. Dann werde ich gründlich geseift und abgetrocknet, und jetzt erst darf ich schlafen gehen.

Als ich am nächsten Morgen erwache, merke ich, daß meine Aufwärterin schon im Zimmer war. Die Feuerurne ist frisch gefüllt, die Holzstohlen prasseln. Ich kratze in die Hände, höre die Dielen knarren, und schon kommt meine kleine Freundin über die knisternden Matten herbeigetrippelt. Die Schiebewände tun sich auf, sie kniet in der Tür, und auf ihrem Antlitz malt sich die Frage, ob der fremde Herr gut geschlafen, ob er Befehle für seine Dienerin habe...

Im Nu sind die Bettpolster fortgeschafft, das Schlafzimmer wieder in ein Wohngemach umgewandelt. Die Papiersfensterchen werden geöffnet, die Morgen Sonne flutet ins Zimmer. Ich blide mich um; nun kommt mir der seltsam möbellose Raum schon ganz behaglich und wohnlich vor. Ich muß an die geschmackarme Schablone so mancher europäischer Durchschnittshotels denken und kann nicht umhin, im Geiste Vergleiche anzustellen. Die diesen einsachen Raum mit seiner zierlichen und sinnigen Ornamentik, mit edlem Holz, Mattensleimholz

und Papierschiebewänden erbauten, waren Künstler von Gottes Gnaden.

Der vorstehende Auszug aus einem Kapitel des Buches „Seht um die Welt“ gibt eine kleine Vorstellung von dem reichen Inhalt des lebendig geschriebenen Werkes. Herrlich, farbenprächtige Bilder aus der weiten Welt läßt der Autor an uns vorüberziehen: Hamburg, London, Paris, Kairo, Colombo, Singapur, Manila, Hongkong, Schanghai, Kobe, Yokohama, Honolulu, San Franzisko, New York, Mexiko-City. Benzner schildert nicht bloß meisterhaft was er erschaut, er sucht auch die Erscheinungen zu deuten und in ihren Zusammenhängen zu erklären. So erlebt der Leser die Geschehnisse und Eindrücke nicht nur mit, er erfährt auch eine Vereinerung seiner Weltkenntnis durch dieses fesselnde Buch.

Himmel oder Hölle.

Es war einmal eine fromme Frau, die beschwor immer von ihrem Beichtvater zu wissen, ob sie von Gott bestimmt sei, in den Himmel zu kommen oder in die Hölle. Der Vater suchte diese von solchen unnützen Gedanken abzubringen, aber die Frau wollte sich nicht beruhigen lassen und plagte ihn von Tag zu Tag mehr. Endlich riß ihm die Geduld und er sprach: „Sperr einmal Euer Maul auf!“ Das tat die Frau. Der gute Vater schaute hinein und findet, daß sie keinen Zahn mehr darin hat und das ganze Maul wie ein odes Klammfalter aussieht. Da sprach er: „Gute Frau, Ihr seid für den Himmel bestimmt und nicht für die Hölle; denn die Schrift sagt, daß in der Hölle werde sein Denken und Zähneklappern. Weil Ihr aber keine Zähne im Maul habt, braucht Ihr die Hölle nicht zu fürchten!“ Von nun an war die Frau beruhigt und der kluge Beichtvater von einem Quälgeist befreit.

Für den Kleingärtner.

Gleichförmige Obstbäume.

Die Blätter der Obstbäume werden gewöhnlich infolge Eisen-, Kali- oder Stickstoffmangels des Bodens gelb. Es können aber auch ein zu großer Kalkgehalt, schlechte Bodendurchlüftungen und mangelndes Grundwasser oder Beschädigungen der Wurzeln (zum Beispiel durch Käufestraf) zur Gelbfärbung der Blätter führen. Bei veredelten Obstbäumen kann auch die Gelbfärbung dadurch verursacht sein, daß sich die Unterlage für den Boden nicht eignet (Heilung durch Umveredelung!).

Der Verschiedenheit der Ursachen entsprechen ist auch die Bekämpfung verschieden. In den meisten Fällen ist der Eisenmangel schuld an der Gelbblättrigkeit. Sie wird in diesem Falle mit Eisendünger geheilt. Gleichzeitig soll der Boden aufgelockert werden. Man begießt die gelbförmigen Bäume mit einer fünf- bis sechsprozentigen Eisendüngerlösung (fünf bis sechs Dekagramm Eisendünger auf einen Liter Wasser). Für je einen Quadratmeter werden ein bis zwei Liter der Lösung verwendet. Man kann auch um den Baumstamm herum in den vorher aufgedüngten Boden in einem der Baumgröße entsprechenden Umkreis etwas Eisendünger einbringen. Die Auflösung des Eisendüngers wird durch nachfolgendes mäßiges Begießen beschleunigt. Etwa zwei bis drei Wochen nach der Behandlung werden die Blätter grün, wenn die Ursache der Gelbfärbung Eisenmangel war. In anderen Fällen kann auch Kalk oder Stickstoff oder gut verrotteter Stallmist zum Ziele führen. Uebertriebene

einseitige Düngung schadet. Ist die Gelbfärbung durch Wassermangel verursacht, dann muß der kranke Baum einer Wasserkrur unterzogen werden, das heißt, er muß tüchtig begossen werden.

Für Französischlernende.

Für das Studium einer Sprache ist das Lesen von Büchern dieser Sprache ungemein förderlich. Lesen und immer wieder lesen, das ist neben dem Sprechen und der Erlernung der grammatikalischen Regeln für das Eindringen in das Wesen der Sprache unerlässlich. Diesem Bedürfnis kommen Französischlernenden die im Verlage von Ferdinand Schöningh, Paderborn (Deutschland) erscheinenden „Schöninghs Französischen Schulausgaben“ in kundiger Weise entgegen. Herausgegeben von Dr. Franz Ewald, Studienrat in Düsseldorf, enthalten diese kartonierten Hefte, von denen bereits eine größere Anzahl erschienen sind, eine Fülle von belehrendem und unterhaltendem Lesestoff, von gründlichen Kennern der französischen Sprache für den Schulgebrauch ausgezeichnet bearbeitet. Vorzüglich sind Werke ausgewählt, die sich durch schönen Stil und leicht verständliche Form auszeichnen und die dabei den Schülern und Schülerinnen reiche geistige Anregungen bieten. Jedem der Hefte sind neben einer das Werk und den Autor würdigenden Einleitung Anmerkungen angefügt, in denen weniger bekannte Wörter übersetzt und erläutert werden. Größere Hefte enthalten überdies ein Wörterverzeichnis und einer Anzahl ist sogar ein gebundenes Büchlein, enthaltend Anmerkungen und Wörterbuch, beigegeben. Jeder halbwegs fortgeschrittene Schüler wird an der Hand der beigegebenen Behelfe die Hefte leicht lesen können und er wird dadurch seinen französischen Wortschatz unzweifelhaft sehr bereichern. Von den erschienenen Heften der „Schöninghschen Französischen Schulausgaben“ seien hier mit (in Klammern beigegebenem Preis) einige genannt: „Colombo“, Erzählung von Prosper Mérimée (Mk. 1.60). „La Grande Guerre et l'Idée de Paix“ („Der große Krieg und der Friedensgedanke“), eine Auswahl zeitgenössischer Prosa, darunter Beiträge von Henri Barbusse, Romain Rolland, Georges Duhamel u. a. (Mk. 1.-). „Eugenie Grandet“ von Honoré de Balzac (Mk. 1.60). „Contes“ („Erzählungen“) von Guy de Maupassant (Mk. -.90). „Mon Cousin Guy“ von Henri Ardel (Mk. 2.-). „Louis XIV. et l'Allemagne“ von Voltaire (Mk. -.70). „Croquis Parisiens“ („Pariser Skizzen“) von Gaudefroy-Demombynes (Mk. 1.-). — Rühmend hervorgehoben sei noch das gute Papier und der vorzüglich lesbare Druck.

— Heiteres. —

In der Bar. „Aber mein Herr, vergessen Sie nicht, daß ich verheiratet bin!“ — „Oh, im Gegenteil, meine Gnädigste, ich wünschte, daß Sie es vergäßen.“
Kenes vom Sündenfall. Der kleinen Anna ist aus gewichtigen Gründen frisches Obst streng verboten worden; gefochtes dagegen darf sie essen. Eines Mittags ist sie nachdenklich vor ihrem Apfelsinn und fragt schließlich: „Nicht wahr, Mutti, hätte Eva im Paradies gefochte Äpfel gegessen, dann hätte es gar nichts geschadet.“
Verufswahl. „Was wird denn deine Tochter?“ — „Eine anständige Frau. Das ist der einzige Veruf, der heutzutage nicht überfällt.“
Immerhin etwas. „Keinen Mann hat sie und keinen Freund hat sie, was hat sie denn nur?“ — „In die Beene hat sie.“

Bräutigam. „Endlich allein, mein Gaston... Aber warum nimmst du mich nicht in deine Arme?“ ... Du hast beim Hochzeitsdiner zu viel getrunken.“ — „Meine Damen, humpf, ich treibe nicht Bigamie!“

Auch ein Trost. Der gutmütige Herr begegnet einer Dame seines Bekanntenkreises, welche in tiefer Trauer ist. „Aber wer ist Ihnen gestorben, Gnädige?“ — „Mein Mann. Wukten Sie das nicht?“ — „Nein, wahrhaftig! Keine Ahnung! Aber wie leid mir das tut! Herzliche Kondolation! Und was schloß ihm?“ — „Er hat eine sehr heftige Lungenentzündung gehabt.“ — „Ach Gott, hm! hm! Na, liebe, gute Frau Birman, ganz so schlimm wird es wohl nicht gewesen sein.“



Schach-Gck.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß, Druck- und Verlagsanstalt Teplitz-Schnau, Tischergasse.)
Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

37. Fortsetzung.

Ein Bauer gegen zwei Bauern.

Das Spiel bleibt in der Regel remis, klar überlegene Stellungen natürlich ausgenommen.

Bild 60.



Weiß am Zuge gewinnt.
Schwarz am Zuge erreicht remis.

Alle Bauern sind hier frei. Weiß am Zuge gewinnt durch 1. h4!, damit ist die schon besprochene Stellung erreicht, wo der König keinem Bauern schlagen darf, weil der andere vorrückt. Dadurch hat Weiß Zeit, den a-Bauern zu erobern und kehrt zum Schutze seiner Bauern zurück. Schwarz am Zuge spielt 1... a5! zwingt so Weiß zu 2. Ke2! a4 3. Kd2, erobert dann durch Kxf3 usw. beide Bauern, remis.

Je weiter die isolierten Bauern der stärkeren Partei voneinander stehen, desto leichter ist der Gewinn.

Bild 61.



Weiß gewinnt immer.

Hier hat die stärkere Partei nur einen Freibauern. Das Gewinnverfahren ist sehr leicht. Der schwarze König ist durch den Freibauern gebunden, somit kann Weiß nach e6 kommen und den Bauern b6 erobern. Sein b-Bauer entscheidet dann. Weiß am Zuge: 1. Kd4 Kd6 (Kf5 Kd5) 2. f5! Kd7 (oder anders) 3. Kd5 Ke7 4. Kc6 usw., gewinnt. Schwarz am Zuge: 1... Kd5 2. Kc5! usw., gewinnt.

Fortsetzung folgt.